

Dmitri Schostakowitsch: Symphonie Nr. 7 „Leningrader“ (1942)

Die Siebte ist schon ein seltsames Werk. Ein wenig unförmig, ziemlich lang und ganz schön laut. Kein anderes Werk erregte bei seiner Uraufführung weltweit so viel Aufsehen – Dmitri Schostakowitsch war 1942 sogar der erste Komponist, der es auf die Titelseite des TIME-Magazins schaffte. Bis heute wird die „Leningrader“ glühend verehrt oder leidenschaftlich diffamiert. Warum eigentlich? Es ist doch bloß eine Sinfonie!

Ihren etwas zweifelhaften Ruf verdankt sie vor allem der so genannten „Invasions-Episode“ des ersten Satzes: Über 350 Takte hinweg wird ein quälend banales Ostinato-Thema in stampfenden Variationen wiederholt und gesteigert bis zur totalen Raserei. Roh und vorsätzlich geschmacklos, dürfte diese Musik eine der merkwürdigsten Passagen sein, die je für Orchester geschrieben wurden. Was hat sich Schostakowitsch dabei bloß gedacht?

Schostakowitsch komponierte die Sinfonie 1941 und 1942 größtenteils in seiner Geburtsstadt Leningrad. Die Stadt war damals von den deutschen Truppen eingeschlossen – drei schreckliche Jahre lang. Ein Drittel der Einwohner wurde bei der Belagerung ausgelöscht, in den Straßen stapelten sich die Hungeropfer zu Leichenbergen.

Die Kriegspropaganda der Sowjetunion und der westlichen Alliierten waren sich daher schnell einig: Die Siebte ist Durchhalte-Musik gegen Hitler – und die Variationen beschreiben den Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion. Denn ist das Thema, das sich da so bizarr aufbläht, nicht die Melodie von „Da geh ich zu Maxim“? Aus Franz Lehárs „Lustige Witwe“, der Lieblingsoperette des Führers?

Keine Frage: Die Siebte ist eine Kriegssinfonie. Inzwischen weiß man aber auch, dass Schostakowitsch die Grundzüge bereits vor der Invasion konzipiert und seinen Studenten vorgespielt hatte. „Schon vor dem Krieg“, sagte er später, „gab es in Leningrad kaum eine Familie ohne Verluste. Aber man musste leise weinen, unter der Bettdecke. Der Kummer würgte alle, auch mich. Ich musste ein Requiem schreiben für alle Umgekommenen, für alle Gequälten.“

Schostakowitsch meint damit die „Großen Säuberungen“. Zig Millionen Menschen kamen durch Stalins willkürlichen Staatsterror um, viele Leichen sind bis heute verschollen. Und alle wussten: Es kann jeden treffen. Das ist das Thema Schostakowitschs, das Thema auch der „Invasions-Episode“: Die hässliche Banalität des Bösen.

Erst gibt es sich harmlos, dann walzt es alles nieder unter seinem Mahlwerk.

Stalin also? Oder doch Hitler? Die Hölle von innen oder der Horror von außen? Wie so oft bei Schostakowitsch überlagern sich die Bedeutungen. In Russland, wo fast immer Zensur herrschte, gibt es eine Jahrhunderte alte Tradition: Künstler beklagen die Untaten fremder Despoten und verstorbener Zaren, zielen aber auf die Herrscher ihrer Zeit.

So wurde Schostakowitsch zwar von der Propaganda benutzt. Aber er benutzte umgekehrt auch die Sowjets. Denn nur als Staatspropaganda getarnt würde das Werk, eine Volkssinfonie für die Menschen Russlands, von möglichst vielen gehört werden. Deshalb ließ er sich vor den Karren des Kremls spannen. Die Menschen im Lande würden ihn schon richtig verstehen.

Und sie verstanden ihn. Zeitzeugen berichten von hemmungslos schluchzenden Menschen, von Zuhörern, die während des vierten Satzes aufstanden, weil sie sich vor innerer Bewegung nicht halten konnten. Wer Stalins Terror und Hitlers Krieg zu erdulden hatte, den traf diese Musik offenbar mit unvorhersehbarer Wucht.

In der belagerten Stadt selbst wurde die „Leningrader“ im August 1942, ein halbes Jahr nach der Uraufführung in Kujbyschew, erstmals gespielt. Die meisten der völlig ausgemergelten Musiker waren von der Front geholt worden. Sie bekamen Sonderrationen, damit sie überhaupt ihre Instrumente halten konnten. Die Aufführung wurde zu einem Triumph.

Für die Zuhörer damals spielte es wohl kaum eine Rolle, ob Stalin, Hitler oder der Terror an sich gemeint waren – denn mit ihrem kathartisch jubelnden Finale ist die Siebte vor allem eines: Ein Manifest des Humanismus. Ein Requiem für die Toten, eine Hymne an die Leidensfähigkeit und die Kraft der Menschen.

Sebastian Handke